

La clinique universitaire de Bâle dans le passé

Autor(en): **Guisan, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 8

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Politik der Repressalien, — zugegebenermassen vielleicht oft das einzig gangbare Mittel, — hat den Kreis des Unrechts immer mehr erweitert, indem zumeist ein Rechtsbruch mit einem andern beantwortet wurde.

Dieser Entwicklung hat auch das Kriegsende nicht Einhalt geboten. Man denke nur an den Schutz des Privateigentums. Die Haager Abkommen schreiben vor, dass in besetzten Ländern die Besetzungsmacht unbedingt das Privateigentum der Staatsangehörigen auch des feindlichen Landes zu achten hat. Mit noch grösserer Berechtigung gilt dies für das Eigentum der Angehörigen neutraler Staaten, das sich in kriegführenden Ländern befindet. Man braucht heute ja nicht zu fragen, wer angefangen hat. Man kann sich mit der resignierten Feststellung begnügen, dass jedenfalls die Achtung vor dem Privateigentum selbst der Neutralen aufs Tiefste gelitten hat. Hand in Hand gehen damit Eingriffe oder wenigstens Versuche zu Eingriffen in die Souveränität der Neutralen. Die Fragen der deutschen Guthaben in der Schweiz liefert dazu das jüngste Beispiel. Es steht eindeutig fest, dass vom Standpunkt der internationalen Abkommen aus und auf dem Boden des Völkerrechts die Schweiz kein Recht hat, die deutschen Guthaben in der Schweiz irgendwie zu beschlagnahmen, dies mit Ausnahme des eigentlichen Raubgutes. Wollte die Schweiz zu dieser Beschlagnahme schreiten, so würde sie sich eines Rechtsbruchs schuldig machen, wie ihn jedenfalls die Schweiz noch nie beging und der unserm internationalen Kredit und dem im Auslande in die Stabilität der schweizerischen Verhältnisse gesetzten Vertrauen einen schweren Schlag versetzen würde. Dabei macht es gewiss keinen Unterschied aus, ob wir diese Beschlagnahme für eigene Zwecke — um unsere Guthaben in Deutschland damit zu decken — oder für fremde Zwecke (Auslieferung an die Alliierten) vornehmen. Doch wird man zugeben müssen, dass die Schweiz allein diesbezüglich nicht mehr Herr ihrer Entscheidungen ist. Unsere Guthaben im Ausland, insbesondere in Amerika, könnten ja auch beschlagnahmt werden, um uns in der Frage der deutschen Guthaben gefügiger zu machen. Die Rechtsfrage, ob die Beschlagnahme zugänglich ist, ist also zur politischen Machtfrage geworden, ob man einen Kleinstaat wie die Schweiz zwingen kann, eine solche Beschlagnahme vorzunehmen.

Die Krise der Kleinstaaten hat also vorwiegend ihre aussenpolitischen Ursachen, indem tatsächlich die Achtung vor dem Recht und der Souveränität der Kleinstaaten bei den Mächtigen dieser Welt bedenklich geschwunden ist. Aber man darf nicht übersehen, dass die Kleinstaaten in vielem auch selber ein gewisses Mitverschulden an

ihrer Krise tragen. Es besteht die Gefahr, dass sie selbst die Rechtsidee verlassen und von innen heraus zerfallen. Der Kleinstaat hat nur im Sinne eines Rechtsstaates Aussicht auf dauernde Existenz und findet nur hierin seine ideelle Daseinsberechtigung. Die Grossmacht und der Erobererstaat mögen ihr Dasein auf die reine Macht bauen. Für sie und ihre Eroberungen kann die Macht zum Selbstzweck werden. Der Kleinstaat dagegen kann schon infolge der Beschränktheit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel keine Macht- und Eroberungspolitik treiben. Für ihn ist die Macht nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Bewahrung des Rechts und zur Aufrechterhaltung der Rechtsordnung. Verlässt er diese Grundlage, so wird der Kleinstaat entweder rasch, wie im Gleichnis vom Frosch und vom Ochsen, an Selbstaufblähung zerplatzen oder zum Gegenstand der Intervention der Grossmächte werden.

Unzweifelhaft stehen wir heute im Tiefpunkt einer bedenklichen Entwicklung. Es bleibt nur zu hoffen, dass dieser Tiefpunkt wirklich schon erreicht worden ist und es wieder aufwärts gehen, der Rechtsgedanke doch wieder einen Aufschwung nehmen wird. Dass wir heute so bedenklich tief gesunken sind, ist ja nicht so verwunderlich, stehen wir doch am Ende des schrecklichsten aller Kriege. Aber um so dringender muss daher die Grundlage für eine Besserung gefunden werden. Wir haben die Atlantikcharta, die gerade dem Kleinstaat Anlass zum Aufatmen gegeben hat. Durch die seitherige Entwicklung sind allerdings die auf die Charta gesetzten Hoffnungen in keiner Weise gerechtfertigt worden. Die UNO soll nun die Atlantikcharta realisieren. Die bisherigen Verhandlungen im Schosse der UNO haben diesbezüglich positive Resultate noch nicht gezeigt, immerhin aber auch kein völliges Versagen an den Tag gelegt. Es ist durchaus noch offen, wie sich die UNO bewähren wird.

Wenn jedoch auch die Grossen sich nicht zu einer stärkeren Achtung vor den Kleinstaaten durchringen, wird das Funktionieren der UNO stets in Frage gestellt sein. Denn solange wird die UNO nur bei Einigkeit der Grossmächte zu positiven Ergebnissen gelangen und jedes Mitglied kann eine Einigung in Frage stellen. Sicheres Funktionieren einer Weltorganisation wird es nur dann geben, wenn nicht die eigenen Interessen der Grossmächte, sondern gleichsam die Ansicht der Weltöffentlichkeit in den politischen Fragen den Entscheid geben wird. Diese wird sich aber gerade in den Stimmen der Kleinstaaten Durchbruch verschaffen können, sofern die Kleinstaaten Gleichberechtigung geniessen und nicht einfach im Schlepptau der Grossen segeln müssen.

La clinique universitaire de Bâle dans le passé

Par A. Guisan

Au moment où le nouveau Bürgerspital ouvre ses portes, offrant aux malades le confort le plus moderne et aux différents services cliniques les installations les plus perfectionnées, on songeait involontairement au passé de ce vieil hôpital.

Le professeur Staub fit paraître fort à propos une élégante plaquette, richement illustrée*) qui nous conte l'histoire du service clinique où il a succédé au regretté Prof. Staehelin.

Lorsque le 4 avril 1460, la ville de Bâle inaugura son Université, elle avait déjà une Faculté de médecine, avec un seul professeur il est vrai, qui donnait à ses étudiants un enseignement exclusivement théorique, complété cependant par des visites au lit des malades de la ville, sous la conduite de quelques médecins-praticiens.

En 1530, la Faculté compte deux professeurs, l'un chargé des cours et l'autre de l'examen clinique. En 1558, le nombre des professeurs est de huit, mais aucun d'eux n'a laissé le souvenir d'un grand médecin.

A la fin du XVI^e et au commencement du XVII^e siècle, l'Université ne s'enorgueillit de s'être attaché deux médecins éminents, Felix Platter (1536 à 1614) et Théodore Zwinger (1533 à 1588). Platter fut chargée de l'enseignement pratique, alors que les leçons théoriques étaient laissées à Zwinger. En 1589, Caspar Bauhin (1560 à 1624) se vit confier la chaire d'anatomie et de botanique.

L'année 1604 marque une date dans les annales de la clinique, en ce sens que les magistrats de la ville autorisent pour la première fois les professeurs à utiliser les malades de l'hôpital pour la formation des futurs médecins. Il est vrai que cette autorisation ne devait pas causer de graves ennuis, le nombre des étudiants n'étant alors que de quatre.

A la fin du XVII^e siècle c'est J.-Henri Glaser (1629 à 1675) qui tout en professant l'anatomie et la botanique, fait des démonstrations d'anatomie complétées par des autopsies.

Au commencement du XVIII^e siècle J.-R. Mieg est chargé de l'enseignement de l'anatomie et de la botanique, tandis qu'à lui seul,

*) Zur Geschichte der medizinischen Klinik Basel (1865—1945). Verlag Birkhäuser, Basel, 1945.

Burkhardt occupe les chaires de médecine théorique, de pathologie, de matière médicale, de physiologie, sans parler de la visite des malades de l'hôpital et de ceux de la clientèle privée de leur maître. Ces visites étaient d'ailleurs assez irrégulières, d'autant plus qu'en temps d'épidémie l'hôpital était fermé aux étudiants. C'est dans les premières années de ce siècle que la chirurgie fut comprise dans le programme des cours.

En 1818, le Grand Conseil vota une loi sur l'organisation de l'Université. Ainsi fut assuré l'avenir de la Faculté de médecine, menacée de disparaître faute d'argent et des installations nécessaires. Le nombre des professeurs ordinaires fut fixé à quatre, qui se partageaient les disciplines suivantes: physiologie et pathologie, encyclopédie et matière médicale; clinique médicale, anatomie, chirurgie et accouchements. La botanique fut exclue du programme d'études. Par contre, la clinique médicale devenait officielle, le professeur étant tenu de faire 10 à 12 leçons par semaine.

Au début du XIX^e siècle le plus brillant professeur de la Faculté était alors C.-G. Jung (1794 à 1864) qui fut chargé d'enseigner tout à la fois la chirurgie, l'anatomie et l'obstétrique. Vers 1830, il ne conserva que l'anatomie et la médecine interne, pour ne professer à partir de 1850 que la médecine interne à l'exclusion des autres branches. Les «cliniques» consistaient en visites que les étudiants faisaient avec leur professeur au vieil hôpital sis près de la Barfüsserkerche, puis par la suite au nouvel hôpital. Ces cliniques n'étaient suivies que par sept ou huit praticiens. Il arrivait même qu'elles n'avaient pas lieu, ces messieurs trouvant apparemment plus de plaisir ailleurs. Il semble même qu'ils considéraient la médecine pratique comme une quantité négligeable, si bien que le nombre des inscriptions se réduisant à rien, la clinique médicale fut supprimée et remplacée par la botanique.

Le grand mérite de Jung fut d'avoir poussé les autorités à construire un nouvel hôpital de 332 lits, qui fut inauguré en octobre 1842.

Vingt-trois ans plus tard, soit le 13 mars 1865, le Grand Conseil ratifia une convention autorisant la Faculté de médecine à utiliser ledit hôpital pour la formation des futurs praticiens et fit appel à Charles Liebermeister, de Tubingue, pour la chaire de professeur de

médecine. Ce jeune clinicien de trente-deux ans dut être bien étonné en constatant qu'il n'avait affaire qu'à huit étudiants au grand maximum. Ce qui démontre dans quelles conditions Liebermeister devait assurer son enseignement, c'est qu'en 1867, il demanda au gouvernement l'autorisation d'acheter un microscope «sans lequel, disait-il, aucun enseignement clinique n'est possible». Par la suite, il réclama de plus un sphygmographe de Marey, un spiromètre et un appareil à titration, ainsi qu'une salle de la clinique médicale comme auditoire et un local destiné à servir de laboratoire.

Dans les années 1869 et 1870, le nombre des étudiants monta à quinze ou vingt, mais comme la majeure partie d'entre eux étaient sur les théâtres de la guerre, ou mobilisés dans les lazarets, les cours se réduisirent à fort peu de chose.

Le 22 septembre 1871, Liebermeister ayant été rappelé à Tubingue, fut remplacé par Hermann Immermann, d'Erlangen, alors âgé de trente-trois ans. Comme le nombre des étudiants oscillait entre quarante et soixante, Immermann réclama un plus vaste auditoire, un service de polyclinique et un laboratoire. Cinq fois par semaine il faisait sa clinique de 9 à 9 h. 30. Dans le semestre d'hiver, il complétait son enseignement par un cours de clinique propédeutique. Il disposait de deux assistants et de deux aides-assistants. Aux premiers étaient confiés les cours de percussion, d'auscultation et de laryngoscopie.

Immermann, tout comme Jung, se démena pour mettre son service à la hauteur des besoins du moment. Grâce à son insistance auprès des pouvoirs publics, il obtint en 1872 un plus vaste auditoire; en 1874, une polyclinique dans l'hôpital même, où les étudiants avancés pouvaient donner des consultations gratuites aux indigents; en 1877 à 1878 l'agrandissement de l'auditoire; en 1880 un institut pathologique; en 1886, l'extension du laboratoire de clinique, ce qui permit d'y installer un service de bactériologie. Du fait de ces améliorations et d'autres encore sur lesquelles il serait trop long d'insister, le nombre des étudiants s'accrut dans d'heureuses proportions: de 19 qu'il était au semestre d'été 1871, il passa à 30—40 dans les années 1883—1885 pour atteindre le chiffre de 60 en 1898.

Immermann étant décédé en juin 1899, Frédéric Muller, de Marbourg, âgé de quarante et un an, fut appelé à le remplacer. Son passage à la Faculté de Bâle fut de courte durée, car en août 1902, il était installé dans la chaire de la deuxième clinique médicale de Munich.

C'est à Guillaume His qu'échut l'honneur de succéder à Muller. Il avait 39 ans et était le fils de l'anatomiste du même nom. Il sut s'entourer de nombreux collaborateurs représentés par trois médecins-assistants, deux volontaires et plus de dix médecins, dont la moitié étaient des étrangers, chargés des recherches de laboratoire. Celles-ci exigeaient de nombreux appareils nouveaux: microscopes, oscillogrammes, appareils pour la détermination de la viscosité du sang, appareils pour l'étude de la calorimétrie, sans parler de tout ce qui manquait encore au laboratoire de bactériologie, dont une bonne part fut payée par His lui-même. Il en résulta un dépassement des crédits, autrement dit un déficit que son successeur Gerhardt eut de la peine à combler.

Ensuite du départ de His pour Göttingue en septembre 1906, ce fut Fritz Voigt, d'Erlangen, qui fut nommé à sa place. Agé de quarante-trois ans, la première mesure de Voigt fut de détacher la clinique dermatologique de la clinique médicale pour en faire un service autonome que Bloch fut appelé à diriger. Le nouveau professeur de clinique médicale avait prévenu les autorités bâloises qu'il ne pouvait s'engager que pour un an du fait qu'il avait accepté d'avance une place de professeur ordinaire à la Faculté de Giessen. Son départ fut cependant avancé, de sorte que sa chaire devint vacante en mai 1907 déjà.

Le choix de l'Université se porta alors sur Dietrich Gerhardt, de Jéna, du même âge que son prédécesseur. Quarante à près de soixante étudiants remplissaient son auditoire, tandis que le service des malades était assuré par deux chefs de clinique et cinq assistants. Lorsqu'il fit part à la Faculté qu'il avait accepté un appel à Wurzburg, ses collègues et ses étudiants surent lui exprimer le chagrin que leur causait son départ, car il avait toujours su se montrer aussi modeste que bienveillant.

Rodolphe Stachelin, né à Bâle en 1875, fut mis à la tête du service de médecine en octobre 1911. Privatdocent à Göttingue en 1907, puis professeur extraordinaire à Berlin, notre jeune concitoyen — il n'avait que trente-six ans — avait acquis de vastes connaissances qui embrassaient tout le champ de la médecine interne, aussi pendant les trente-six années de son professorat, contribua-t-il à illustrer dignement la Faculté de Bâle.

Comme ses devanciers, en prenant possession de son service, il se trouva devant la nécessité de s'adresser au gouvernement pour qu'il veuille bien moderniser et compléter les installations de la clinique confiée à ses soins, laquelle comptait 300 lits et pas moins de 132 étudiants.

Il est fâcheux de penser que Stachelin, qui succomba à des troubles cardiaques en mars 1943, n'ait pas eu la joie de pouvoir travailler dans ce magnifique Hôpital des bourgeois, que deux ans plus tard on allait inaugurer.

(Revue Veska.)

Aux Croix-rouges cantonales et locales

On nous écrit: La misère des petits enfants des pays ravagés par la guerre est extrême et le moment nous semble venu d'employer presque toutes nos réserves financières pour l'atténuer. Le dernier appel de la Croix-Rouge suisse réclamant des layettes, des habillements et des souliers pour ces petits malheureux est poignant et nous sommes sûrs que la Croix-Rouge suisse, qui a lancé cet appel, n'en voudra à aucune section d'avoir disposé d'une grande partie des fonds pour venir aider l'enfance, malheureusement, au moment le plus pathétique de l'après-guerre, presque plus cruelle pour elle que la guerre elle-même.

Eine Hilfsaktion für kriegsinvaliden Zivilpersonen

K. S. Welch ein innerer Widerspruch liegt im Ausdruck «Kriegsinvaliden Zivilpersonen», und doch gibt es das, auch als Resultat des totalen Krieges. Der totale Krieg hat den Zivilisten zum Kämpfer, zum Soldaten an der Heimatfront gestempelt, wiewohl sein Einsatz hauptsächlich im Erleiden und Erdulden liegt.

Es gibt zwar Unterschiede zwischen Soldaten und Zivilpersonen, auch im heutigen Krieg. In vieler Hinsicht gestalten sie jedoch die moralische Belastung der dem totalen Bomberkrieg ausgesetzten Zivilpersonen noch fast schärfer als diejenige der Frontsoldaten. Der Frontsoldat ist schliesslich auf sein hartes Metier, auf das Bestehen der Schlacht in monate- oder gar jahrelanger äusserer und innerer Schulung vorbereitet worden. Der Lärm des Gefechts, das Kriechen der Granaten und Pfeifen der Geschosse sind für ihn keine Neuheit, er hat in kombinierten Scharschies- und Gefechtsübungen Gelegenheit gehabt, sich wenigstens teilweise daran zu gewöhnen und somit eine Vorstellung vom Wüten des modernen Krieges erhalten. Seine Ausbildung befähigt den Frontsoldaten, gegen die Gefahren sich auch technisch richtig zu verhalten, in Deckung zu gehen und die ihm gebotenen Möglichkeiten auszunützen. Das gibt ihm eine gewisse Sicherheit. Diese wird erhöht durch seine Eigenschaft als Glied einer straff geführten und den Bedürfnissen des Krieges angepassten Organisation. Er weiss, dass er nicht allein kämpft, dass seine Kameraden um ihn sind und dass die nötigen technischen Dienste sich seiner annehmen werden, so ihm etwas zustossen sollte. Er weiss, dass die Armee über eine wohl ausgebaute Sanität verfügt.

Ganz anders die Lage des Zivilisten. Die meisten dieser beruhigenden Tatsachen existieren für ihn nicht. Er hat keine Ahnung von den Wirkungen der modernen Waffen und tritt völlig unvorbereitet in den Krieg. Niemand hat ihn instruiert, wie er sich zu verhalten hat. Die Schulung zur Härte geht ihm ab, er ist ganz auf seinen Charakter angewiesen, wie er sich selbst mehr oder weniger gefestigt hat. Wohl existieren Zivilspitäler und Samariterdetachements und Luftschutzorganisationen. Bei all ihrer Tüchtigkeit, die sie haben mögen, sind diese Organisationen weit entfernt von der Präzision und der persönlichen und materiellen Hilfsmitteln, wie sie die Militärsanität aufweist. Der Zivilist steht auch nicht im Banne einer Führung, er ist auf sich selbst allein angewiesen und fällt oft einer blinden Panik zum Opfer.

Wir stellen auch oft fest, dass die Fürsorge für die kriegsgeschädigten Angehörigen der Armeen diejenige für die Zivilisten an Wirksamkeit erheblich übertrifft. Der Soldat geniesst den Schutz der Militärversicherung oder er bekommt sonst irgendwie von Staates wegen eine Rente oder gar eine Staatsstelle. Für den Zivilisten dagegen ist die Fürsorge gerade im Ausland vielfach völlig ungenügend oder existiert gar nicht. Er ist sich selber, dem Bettel und der Verelendung überlassen. Manchmal könnte er sich vielleicht selber helfen, die Arbeitsfähigkeit wieder erlangen, sofern ihm die nötigen Mittel zur völligen Heilung und zur Beschaffung der nötigen Prothesen zur Verfügung stünden. Für den Soldaten ist in dieser Hinsicht bestimmt viel besser gesorgt.

So muss sich denn unsere Nächstenhilfe auch auf die kriegsgeschädigten Zivilpersonen erstrecken, auf diese unglücklichsten und unschuldigsten Opfer des Krieges. Unter diesen aber gehört wiederum in erster Linie die Hilfe der Jugend. Es ist wohl das tragischste, wenn wir Jugendliche sehen, die infolge von Kriegshandlungen bereits verstümmelt oder erblindet sind. Sie, deren ganze Hoffnung in der Zukunft lag, haben mit der körperlichen Integrität auch die Zukunft verloren.

So musste der Beschluss der Schweizer Spende, dem Schweiz. Roten Kreuz eine Million Franken für eine Hilfsaktion zugunsten kriegsverletzter Zivilpersonen ausserordentlich sympathisch bereithalten. Es ist auf diese Weise einer dringenden Forderung der Humanität im Rahmen des bisher Möglichen genügt worden.